

Nummer 30 | 28. Juli 2023

Süddeutsche Zeitung Magazin



SPIELFREUDE

In einem Berliner Pflegewohnheim führen Menschen
mit Demenz ein Theaterstück auf.

Das Porträt eines wundersamen Ensembles

GROSSER AUFTRIIT

TEXT
MARVIN KU

FOTOS
FELIX ADLER



Linke Seite: Torsten gehört zur
ursprünglichen Gruppe des Ensembles.
Er war früher Segelflieger.

Diese Seite: Im Theaterstück
warten neun alte Passagiere in einem
Reich zwischen Leben und Tod.
Kinder begleiten sie als Schutzengel.



In einem Berliner Pflegewohnheim spielt ein außergewöhnliches
Theater-Ensemble: Die meisten in der Gruppe haben eine Demenz.
Wie führt man ein Stück auf, wenn die Erinnerung verblasst?

Akt 1: Das Ensemble

Im Theater wünscht man sich vor einer Aufführung Hals- und Beinbruch, weil das Schicksal manchmal diebische Lust daran hat, das Gegenteil von dem passieren zu lassen, was passieren soll. An diesem Freitag Ende Juni hat das Schicksal maßlos übertrieben. Vorige Nacht zog ein Unwetter von Süden nach Berlin. Drüben in Kaulsdorf krachte der Blitz in ein Haus, die Freybrücke in Spandau war überflutet, und hier am Platz der Luftbrücke ziehen die Autoreifen tiefe Spuren durchs Wasser, als würden sie sich in frisch gegossenen Zement graben. »Was für eine Scheiße!«, ruft Christine Vogt. Sie steht im Türrahmen des großen Saals im Pflegewohnheim »Am Kreuzberg« und blickt vorwurfsvoll in den Himmel. Es ist 15 Uhr. In drei Stunden kommen die Gäste, 80 Leute, die sich das Ergebnis wochenlanger Arbeit ansehen wollen. Als Regisseurin hat Vogt in den vergangenen zwei Monaten unzählige Stunden mit ihrem Team geprobt, jeden Donnerstagabend und an zwei Wochenenden von morgens bis abends. Die meisten Szenen spielen im Saal, einige aber draußen im Hof. Jedes Mal war Sonnenschein. Und jetzt das.

Die Regisseurin stapft in den Saal und blickt auf ihr Ensemble. Auf verzierten Holzstühlen sitzen neun Menschen, die zusammen 702 Jahre alt sind. Sie tragen karierte Sakkos und goldene Turbane, geblünte Röcke und rosafarbene Fellschals. Es sind Mütter und Väter, Großmütter und Großväter. Es sind Bergmänner und Schneiderinnen, Apotheker und Musikerinnen. Einige erinnern sich noch an diese Zeiten. Und daran, dass sie gleich ein Theaterstück auf-führen. Andere nicht.

Eine ältere Dame möchte aufstehen. »Was machen wir denn hier?«, fragt sie.

»Du führst gleich ein Stück auf, Elvira«, sagt eine Helferin.

»Wirklich? Aber ich kann den Text doch gar nicht!«

»Das macht nichts.«

Elvira setzt sich wieder hin und schaut in den Regen. Nach fünf Minuten fragt sie: »Was machen wir denn hier?«

In diesem Moment weiß das niemand so recht. Die Regisseurin zermartert sich den Kopf. Sollen sie wie gehabt die Szenen draußen spielen lassen? Eine Assistentin mit Regenschirm dazu stellen? Alles nach innen verlagern? Aber einen neuen Ablauf kann sich hier kein Mensch so schnell merken. Helferinnen munkeln, dass die Aufführung im schlimmsten Fall ausfallen könnte. Elvira kümmert das alles nicht. Sie reibt sich die Hände: »Dass ich auf meine alten Tage noch im Theater spiele, das ist ja toll!«

Fast zwei Monate zuvor, Anfang Mai, sitzt Elvira im selben Raum und fängt einen Ball.

Zwanzig Menschen sitzen in einem Stuhlkreis. Die Sonne scheint durch bodentiefe Fenster und erhellt den roten Teppichboden. Die Regisseurin und ihr Team begrüßen neun Kinder. Von den älteren Darstellerinnen und Darstellern fehlen noch einige. Bernd hat sich im Zimmer eingeschlossen, Heidi ist noch eine rauchen. Ein paar Damen überlegen, ob sie nicht lieber die Krönung von König Charles gucken wollen.

Vogt: Stell dich mal vor! Und sing dabei, du singst so schön.

Elvira (*singend*): Elviiira ...

Vogt: Lauter! Damit es auch die Fatima hört!

Elvira: Elllviiiraaa!

Fatima (*murmeln*d): Ja, das hab ich doch schon vorher gehört.

Es ist die erste Probe für das neue Stück. *Passagiere* hat Vogt es getauft. Es ist ihre dritte und bisher größte Inszenierung mit dem Ensemble. Mit der Kostümbildnerin Silja Landsberg und dem Komponisten und Pianisten Boris Bergmann hat sie das Konzept entwickelt: Die neun Senioren warten in einem Reich zwischen Leben und Tod auf eine Überfahrt ins Jenseits. Neun Schutzengel, von Kindern gespielt, leisten ihnen Gesellschaft. Die Passagiere sprechen jeweils über einen besonderen Moment in ihrem Leben und spielen ihn mit den Kindern nach.

Weil die Jungen und Alten einander noch nie begegnet sind, spielen sie Kennenlernspiele. Die Kinder, zwischen acht und 13 Jahre alt, kommen aus Berliner Schulen. Manche schrieben das Pflege-wohnheim an, sie würden den Seniorinnen und Senioren gern etwas

Gutes tun. Vogt holte sie in die Gruppe. Jetzt sitzen sie voreinander und befragen sich. Torsten schwärmt vom Segelfliegen. Ekkehard erzählt von der Schlafkrankheit, an der er forschte. Heidi von ihrer Zeit in Ostberlin bei den Jungen Pionieren. Nach einer Stunde ruft Vogt: »Und jetzt kommen bitte alle Kinder zu mir, und die Erwachsenen machen, was sie wollen!« Die Kinder knien sich in einen Kreis.

Vogt (*flüsternd*): Manche der alten Menschen hier haben Demenz, wisst ihr, was das ist?

Einige Kinder schütteln den Kopf, andere nicken. Die Oma hatte das mal. Der Onkel.

Vogt: Das ist die Vergessen-Krankheit. Man erinnert sich leider nicht mehr gut, wer man ist. Ihr seid die Schutzengel dieser Leute. Deshalb ist es wichtig, dass ihr euch gut mit ihrer Geschichte auskennt.

Sie zeigt auf Kilian: Du musst wissen, dass Bernd aus Sachsen kommt und sein Vater streng war. Sie zeigt auf Olivia: Du musst wissen, dass Fatima zum Gottesdienst ihre Sonntagskleidung trug und gern sang. Bei Udo geht es um die Flucht vor dem Krieg. Bei Torsten ums Segel-



Im Berliner Pflegewohnheim »Am Kreuzberg« leben 164 Menschen in vier Wohnbereichen. Etwa 80 Prozent haben eine Demenz. Der oberste Stock wird scherzhaft »Belle Etage« genannt.

fliegen, das ihm sein Vater beibrachte. Ursula stürzte von einer Klippe und wurde von der Schwester gerettet.

Die Erzählungen der Alten sind das Fundament des Stücks. Mehr als die Hälfte des Ensembles, erzählt Vogt später, sei von einer Demenz betroffen, in verschiedenen Stufen. Der Gesundheitszustand soll aber in dieser Gruppe keine Rolle spielen. »Wir sind kein Demenztheater«, sagt Vogt. Die Krankheit sei immer noch stigmatisiert; auch deshalb sind in diesem Artikel auf Wunsch der Beteiligten nur die Vornamen der Darstellenden genannt. Alle, auch die Pflegenden und die Angehörigen, sind mit dieser Veröffentlichung einverstanden. Vogt sagt, ihr gehe es darum, die Seniorinnen und ihr Gedächtnis wieder zu »aktivieren«, das Wort benutzt sie oft. Klassisches Theater mit auswendig gelernten Texten sei nicht machbar, daher würde Vogt ihre Aufführung eher als Performance bezeichnen. Im Schauspiel gehe es um Verwandlung. Aber es sei fast unmöglich, in eine andere Rolle zu schlüpfen, wenn die Leute sich schon in ihrem eigenen Leben nur noch schwer zurechtfinden.

Christine Vogt ist immer in Bewegung. Springt umher, spricht schnell. Sie lernte das Schauspielen in Polen, merkte aber später, dass das klassische Theater nichts für sie war. »Ich mochte die Geschichten, die das Leben schrieb.« In ihrer Anfangszeit arbeitete sie immer wieder mit Leuten, die außerhalb der Norm sind. Menschen mit Behinderungen oder psychischen Problemen. Kurz nach dem Mauerfall gründete sie das Theater Thikwa in Berlin und brachte Menschen mit und ohne Behinderung zusammen auf die Bühne. 14 Jahre lang arbeitete Vogt dort, machte Theaterprojekte mit der Spastikerhilfe, bis sie eine besondere Begegnung hatte: Sie traf eine alte Bekannte, die schwer demenz war. Vogt ist fasziniert vom Zustand, den sie »in between« nennt: Die Frau spürte vage eine Vertrautheit mit Vogt, konnte sie aber nicht einordnen. Vogt sagt, das habe sie an ein altes afrikanisches Sprichwort erinnert: Wenn ein alter Mensch stirbt, brennt eine Bibliothek.

Vogt beschloss, mehr mit Menschen mit Demenz zu arbeiten. Zwei Jahre lang fuhr sie Pflegewohnheime und Tagesstätten ab, machte kleine Theater-AGs. Eine Aufführung war nie das Ziel, eher eine Beschäftigung für die Bewohnerinnen und Bewohner. Im Frühling 2015 meldete sie sich im Pflegewohnheim »Am Kreuzberg«. In vier Wohnbereichen wohnen hier 164 Menschen, etwa 80 Prozent haben eine Demenz. Die Leiterin war begeistert von Vogts Vorschlag.

Wenige Monate später begann Christine Vogt damit, ihre Gruppe aufzubauen. Sie lief Flure ab, sprach mit den Bewohnerinnen und

Jedes Ensemble-Mitglied erzählt eine persönliche Geschichte zu einem Gegenstand. Nach dem Krieg fegte Elvira mit einem Reisigbesen jeden Samstag den Hof ihrer Eltern. Ihr Vater starb als Soldat.



Bewohnern. Sie achtete auf Expressivität: Erzählte jemand gern oder lud Vogt ins Zimmer ein, war das ein gutes Zeichen. »Ich habe ein richtiges Casting gemacht«, sagt sie. Am Ende hatte sie elf Leute zusammengetrommelt. Wie heute hatten die meisten Demenz und waren im hohen Alter. Es sind absehbare Jahre, die man noch hat, sagt Vogt. Volle Leben, die am Ende noch mal aufblühen. Als sie über einen Namen grübelte, dachte sie an Schmetterlinge. Sie zeigen ihre Farben in der letzten Phase des Lebens. Sie nannte das Ensemble: die Papillons.

Akt 2: Elvira

Elvira (85) und Flora (13). Zeit: ca. 1946. Ein Dorf in Osthessen. Elvira sitzt auf einem Stuhl und hält einen Besen aus Reisigzweigen im Schoß. Flora kniet vor ihr und hält ihr das Mikro hin. Ein Helfer steht draußen mit einer Hupe und einer Packung Karamellbonbons bereit.

Flora (*verdutzt*): Bist du eine Hexe oder wieso hältst du einen Besen?

Elvira: Nein. Ich musste früher jeden Samstag den Hof fegen. Wenn ich Glück hatte, spielte mein Nachbar Akkordeon, das war schön. Einmal kam ein amerikanischer Soldat mit einem Jeep und hat Süßigkeiten verteilt.

Vogt (*von hinten*): Und jetzt die Musik! Michael, verteil die Bonbons! Boris, kriegen wir etwas Jazz?

Drei Stunden später schlendert Elvira nach draußen. Ekkehard begleitet sie. Eben überlegten sie, ob er zwei oder schon zehn Jahre hier wohnt. Eine Weile eben. Es ist 16 Uhr, ein Samstag im Juni, das zweite Probenwochenende. Seit zehn Uhr haben sie geprobt und zum ersten Mal den groben Ablauf besprochen. Neun Szenen für neun Papillons, dazu ein kleines Intro. Nun sind Elvira und Ekkehard mit Elviras Tochter in einer Weinbar in der Nähe verabredet.

Ihr Rollator, sie nennt ihn »den Mercedes«, ruckelt über die Steinplatten. Im Sommer geht sie diesen Weg fast jeden Abend. Die Tochter Tanja sitzt bereits auf einer Bank und hat Limos bestellt. 2014 fand Elviras Vermieter sie ohnmächtig in ihrer Wohnung. Dehydration. Seitdem achtet die Tochter darauf, dass Elvira genug trinkt. Sie umarmen sich fest. Andere Gäste heben ihr Glas und begrüßen Elvira.

Elvira: Meine Schulkolleginnen wollten sich schnell verloben. Ich wollte überhaupt nicht heiraten. Ich wollte die Welt kennenlernen.

Tanja: Die Jungs wollten auch immer was von dir, oder?

Elvira: Ja. Ich hatte früher schon ziemlich Busen. Und die versuchten immer, mir da draufzudrücken. Haben mich eingekreist.

Ich hab den Ranzen abgezogen und im Kreis geschleudert (*Elvira fuchelt mit den Fäusten*), bin das Dorf runter und zum Elternhaus rein. Ja, ich hatte viele Verehrer.

Tanja: Immer noch.

Elvira: Ja? Ich hab noch gar keine gesehen. *Kurzes Schweigen. Dann sieht sie Ekkehard an und prustet los.*

Elvira: Entschuldige!

Ekkehard: Ach ... Es gibt nichts zu entschuldigen.

Elvira liebte die Freiheit. Dann kam ihr Mann dazwischen. Sie lernte ihn bei der Arbeit im Modehaus in Fulda kennen, er kannte ihre Chefin. So erzählen es ihre Töchter. Es dauerte lange, bis Elvira Ja sagte. Er kam aus einer Familie mit hierarchischer Struktur. Der Vater war der Patriarch.

Tanja: Zu Hause wurde das Patriarchat fortgeführt. Mein Vater war nicht so der Familienmensch. Ihm war die finanzielle Versorgung wichtiger als die emotionale. Kindererziehung war dein Part.

Elvira: Er hat oft gesagt: Elvira, mach du das.

Sie ging viel wandern, fuhr viel in den Urlaub mit den Töchtern, als Ausgleich. Immer Sonne, immer Meer. Der Ehemann war nur einmal mit: Winterurlaub in den Bergen. Ende der Neunzigerjahre ließen sie sich scheiden.

Elvira: Wenn man wandern geht, kann man in Ruhe nachdenken ... Ich lag letztens im Bett und hab gedacht: Ich bin 85, wie lang kannst du jetzt eigentlich noch leben?

Anfangs, hört man, sei Elvira eine der Fittesten im Pflegeheim gewesen. Sie ging viel spazieren. Einkaufen, Sektchen, Weinchen.

Elvira: Ich bin so weit gelaufen, dass ich gar nicht mehr wusste, wo ich bin. Da kam ein junger Mann vorbei. Er fragte: Haben Sie Sorgen? Ich komme nicht mehr weiter, sagte ich. Und dann meinte er, das machen wir schon. Er fragte, wie das Haus aussieht, welche Richtung. Und hat mich nach Hause gebracht.

Ein Nachbar kommt an den Tisch. »Christoph!«, rufen alle. Er drückt Elvira und wünscht Tanja einen schönen Urlaub, sie fährt morgen nach Frankreich.

Christoph: Ich wohne hier seit 43 Jahren, gegenüber vom Altersheim. (*Zu Elvira*) Und 38 Jahre musste ich warten, um diese wunderbare Frau kennenzulernen!

Nachdem sich Elvira verlaufen hatte, laminierte Christoph Name und Adresse auf ein Schild und klebte es auf den Rollator: Elvira W., Fidicinstraße 2.

Akt 3: Ekkehard

Ekkehard (81) und Oscar (11). Zeit: 1947. Irgendwo in Niedersachsen. Ekkehard hält ein Stück trockenes Brot in der Hand. Oscar steht vor ihm.

Oscar: Bist du Bäcker oder wieso hast du da ein Brot?

Ekkehard: Das war uns sehr wichtig. Früher gab es nicht viel Mehl.

Die Regisseurin Christine Vogt (Mitte) sagt: »Ich möchte die Geschichten der Papillons ans Publikum weitergeben, aber auch an die Kinder. Manche hören vielleicht zum ersten Mal von Flucht und Hungersnot.«



An einem Abend hatten wir Hunger und nahmen ein Brot mit. Einer musste Schmiere stehen, damit wir nicht erwischt wurden.

Oscar rennt zu drei anderen Kindern am Bühnenrand. Sie machen eine Räuberleiter für ihn, er klettert das Fenster hoch und holt von der Kante ein Stück Brot herunter. Ein Junge hält sich die Hand über die Augen, als würde die Sonne blenden, und hält Wache.

Vogt: Das ist super, so um die Ecke schauen! Ganz aufmerksam gucken, weil Ekkehards Eltern das gar nicht gern sehen, wenn die Kinder das Brot mopsen!

Etwas später, am Nachmittag, auf dem Flur des Pflegewohnheims. Die Kostümbildnerin kramt in zwei Tüten voller Kostümen. Auf einer Bank: ein rosafarbener Pelzkragen. Eine rosafarbene Kappe. Eine Fliegerbrille mit verspiegelten Gläsern. Viele Sachen stammen aus Secondhandläden oder aus einem Fundus für Theaterleute. Ekkehard soll ein rosafarbenes Hemd und ein Seidentuch tragen. Aber er ist verschwunden.

Zehn Minuten später schlurft er wieder in den Flur, in der Hand eine Papierrolle. Wenn die Presse schon mal da ist! Feierlich rollt er das Dokument aus: seine Doktorurkunde. Die Urkunde zeigt er gerne, ob Fremden oder seinem Sohn. Ekkehard hat an Wirkstoffen gegen die afrikanische Schlafkrankheit geforscht. Bis heute setzt er den Doktor vor seinen Namen, wenn er unterschreibt.

Sie waren vier Geschwister, drei Jungen und ein Mädchen. Ekkehard war der jüngste Bruder. Der Vater war Physiker und entwickelte Masken und Ausrüstung für Bergleute. Leistung war ihm wichtig. Er sagte: Ihr werdet nur was, wenn ihr mehr könnt als die anderen.

Ekkehard: Als ich hier nach Berlin zog, wo ich jetzt wohne, habe ich nicht mehr gewusst, wo ich eigentlich hinwollte. Ich hatte zeitweise kein Gedächtnis. Ich konnte mich nicht erinnern, wo ich war. Früher ist mir das auf den Keks gegangen. Natürlich fragt man sich: Warum gerade ich?

Sein Sohn Oliver, etwas später am Abend in einer Bar nahe dem Pflegeheim. Er hat das gleiche scharf geschnittene Gesicht, spricht so nachdenklich und ruhig wie Ekkehard.

Oliver: Er war ein lieber Vater. Er hat mir viel bedeutet.

Ekkehard lebte in einem kleinen Ort südlich von Freiburg. 35 Jahre führte er eine Apotheke, engagierte sich im Gemeinderat. Wegen eines Familienstreits seien sich Vater und Sohn früher nicht so nah gewesen, sagt Oliver. Als Oliver älter wurde, suchte er wieder mehr das Gespräch. 2021 holte er seinen Vater nach Berlin.

Oliver: Am Anfang wusste ich nicht, wie dement er ist. Wir haben nicht mehr zusammengelebt, seit ich 18 war.

Der Vater hatte anfangs Angst, allein rauszugehen, weil er merkte: Er findet nicht mehr zurück. So erzählt es der Sohn. Ekkehard lief zum Brandenburger Tor. Die Feuerwehr fuhr ihn nach Hause. Er spazierte zum Kottbusser Tor und rief den Sohn auf dem Handy an. Oliver lotste ihn zur U-Bahn und holte ihn aus der Station. Es dauerte Monate, bis Ekkehard sich orientieren konnte. Sie gingen zum Neurologen, der verschiedene Tests und ein MRT machte.

Oliver: Mein Vater kam total empört raus: Die wollen ihn für blöd verkaufen, die wollen ihm andichten, dass er sich nicht mehr erinnern kann, die spinnen! Er hätte nie gesagt: Ich bin dement.

Der Neurologe sagte, dass es zwei Demenzformen seien, die sich bei ihm gegenseitig beeinflussten. Insgesamt gibt es mehr als fünfzig verschiedene Formen. 1,8 Millionen Menschen sind in Deutschland von Demenz betroffen, Tendenz steigend. Anders als Krebs, mit dem viele Betroffene offensiv umgehen, ist Demenz eine Krankheit, die lange unsichtbar bleibt. Sie schreitet schleichend voran. Viele wollen sich auch keine Blöße geben. Sie bewirkt genau das, wovor sich die Menschen bis ins hohe Alter fürchten: Kontrollverlust.

Oliver: Was mein Vater erfahren hat, war auch eine totale Entwertung seiner Person.

Oliver klapperte ein Dutzend Pflegeheime ab, bis er eins fand, wo er ein gutes Gefühl hatte. Im Frühjahr 2022 zog Ekkehard ein. Kurz darauf wurde er Teil der Papillons.

Oliver: Einerseits bin ich traurig und wütend, dass ich meinem Vater erst jetzt so nah bin, wo ich nicht mehr richtig mit ihm reden kann. Andererseits freut es mich, ihn jetzt so zu sehen. Weil nur diese Krankheit ermöglicht hat, dass er sich entfaltet.

Der Vater habe sich Oliver so geöffnet wie noch nie in seinem Leben. Er spricht über seine Kindheit und seine Ehe. Quatscht Leute an, belegt Kochkurse, übt Qigong. Wenn Elvira Probleme hat, sich zu erinnern, beruhigt Ekkehard sie. Das geht vorbei. Ist mir auch passiert. Der Vater, so sagt es der Sohn, steht sich selbst zu, vergessen zu dürfen.

Oliver: Er hätte nie Theater gespielt. Er war nicht so der körperliche Typ. Jetzt hat er mich wenige Male auch von sich aus umarmt. Das hatte er noch nie gemacht.



Ekkehard erzählt gern von seiner früheren Forschung an der afrikanischen Schlafkrankheit. Sein Sohn Oliver sagt, das Theater gebe Menschen eine Bühne, die keine Bühne mehr haben.

Akt 4: Heidi

Heidi (81) und Filippa (13). Zeit: ca. 1953. Ostberlin. Heidi trägt einen Seidenschal um den Hals, das ihr blaues Pioniertuch darstellen soll. Filippa wartet an der Wand gegenüber auf ein Zeichen.

Vogt (laut): Uuund ... Action für Filippa! (Sie klatscht einmal kräftig in die Hand.)

Filippa rennt über die Bühne ►



An Geburtstagen
spielt Heidi
ein Ständchen,
und wenn jemand
gestorben ist,
ein Abschiedslied.

und kniet sich vor Heidi. Andere Kinder huschen in die Mitte der Bühne und bilden einen Kreis.

Filippa: Was hat es mit dem blauen Tuch da auf sich?

Heidi: Das ist von den Jungen Pionieren. Da war ich zwölf. Wir waren baden in der Wuhlheide und haben gesungen und getanzt. Wir sind auch mal aufgetreten. Da saßen der Krenz und der Ulbricht und all die Konsorten, die ich nicht leiden konnte!

Vogt (*von hinten*): Philippa, sag mal: Au ja, ich war auch bei den Jungen Pionieren!

Filippa: Au ja, ich war auch bei den Jungen Pionieren.

Heidi (*ungläubig*): Da warst du doch noch nicht geboren!

Kurze Snackpause während der Probe. In wenigen Tagen ist die Premiere. Heidi hat sich auf eine Bank im Saal gelegt und spielt Mundharmonika, *Wahre Freundschaft soll nicht wanken*. Die Kinder balgen sich vor dem Pflegeheim, als ein Krankentransport vor der Tür hält. Zwei Pfleger fahren eine Liege raus, darauf ein Mann. Er stöhnt leise. Die Kinder halten inne. Einige gehen zurück in den Saal und sprechen darüber.

Christine Vogt: Ihr habt ein ganzes Leben vor euch, aber hier passiert es manchmal, dass die Leute sterben. Wir haben hier Leute, die über 100 sind!

Oscar: Ich will unsterblich werden.

Kilian: Ich nur 99! Ich würde lieber die anderen sterben sehen, als selbst zu sterben. Das ist zwar auch traurig, aber leben ist auch

schön ... (*Er dreht sich zu Oscar*) Was würdest du so lang machen, wenn du unsterblich bist?

Oscar: Ich würde Pokémon spielen. Aber nicht immer. Ab und zu muss man auch essen.

Von den ersten Papillons leben nur noch Udo und Torsten. Auch viele, die danach kamen, sind bereits gestorben. Aldona, die Lyrikerin, die unter anderem mit Günter Grass die Berliner Malerpoeten gründete. Irène, die belarussische Adlige. Antonio, der so gewaltig *O sole mio* singen konnte, dass die halbe Fidicinstraße es hörte. Vor der Corona-Pandemie hielten sie ein Ritual ab, wenn jemand gestorben war: Vogt stellte eine Kerze in den Raum und gab ein Foto der Person herum. Ohne Bild würden sich manche nicht an das Gesicht erinnern. Und was wichtig ist: Heidi spielt ein Lied.

Tag der Generalprobe, 30 Stunden vor der Aufführung. Der Techniker hat ein großes Leuchtgerüst im Saal aufgebaut. Bei einigen Szenen würde er gern den Saft aufdrehen, aber das halten die Steckdosen im Pflegewohnheim nicht aus. Heidi ist zwei Stunden zu früh. Sie will eine rauchen gehen, krächzt sie. Mit einem Seufzer setzt sich Heidi auf eine Bank, fischt einen Zigarillo aus dem Kippenkästchen, auf dem steht: »Einen Scheiß muss ich!«, und im Grunde fasst das Heidis Wesen ganz gut zusammen.

Sie heiße eigentlich Heiderose Ursula Rita, sagt sie, aber Heiderose sei so lang, deshalb: Heidi. Vor mehr als 80 Jahren drüben in Lichtenberg geboren und mit drei Geschwistern aufgewachsen. Der

Die Idee für das Theaterstück fußt auf dem japanischen Film *After Life – Nach dem Leben*. Darin wählen kürzlich Verstorbene ihre wichtigste Erinnerung, die sie in die Ewigkeit mitnehmen möchten.



Vater habe Bier ausgefahren, die Mutter bei Philips in der Fabrik gearbeitet. Die konnte singen wie 'ne Nachtigall, sagt Heidi, hat aber mit gefährlichen Flüssigkeiten und Dämpfen gearbeitet, die ihr den Hals verätzt haben, da war die Stimme weg. Wenn Heidi von sich erzählt, klingt es, als habe sie schon so einige Leben hinter sich. Sie arbeitete demnach in einer Kartonagenfabrik, heftete Kartons und einmal ihren Finger mit. Sie putzte im Krankenhaus und gewann beim Bowlen mit den Kollegen den ersten Platz. Einmal lebte sie auf der Straße. Was sie durch all die Jahre begleitet hat, sagt sie, war ihre Musik.

Heidi: Einmal hab ich im August *O du fröhliche* gespielt, das macht man ja nicht außer an Weihnachten, weil es heißt, sonst stirbt jemand, und gucke da: Es ist jemand gestorben.

In ihrem Zimmer deutet Heidi auf die Wand. Überall hängen Fotos. Arm in Arm mit Christine Vogt und den anderen Papillons, Gruppenbilder, Eintrittskarten. Gegenüber vom Bett ein Bild mit vier Personen. Heidi, etwa 40 Jahre, weißes Kostüm, blonde, kurze Haare. Um sie herum ihr Sohn und zwei Töchter. Sie zeigt auf die linke. Daniela.

An viele Geschichten mit den Kindern erinnert sie sich nicht mehr. Sie beginnt, hält inne und sagt: »Ich will nichts Falsches sagen.« Aber eine wiederholt Heidi immer wieder.

Heidi: Meine andere Tochter hat mich irgendwann angerufen und gesagt: Mama, sitzt du? Die Daniela ist tot. Und ich sag: Die kann nicht tot sein, die hat gestern noch für mich eingekauft. Aneurysma. Mit 36.

Die Tochter mochte vor allem traurige Lieder, erzählt Heidi. Und wenn sie heute das Radio anmacht und traurige Lieder kommen, denkt Heidi an sie. Überhaupt ist Musik ihr Mittel, um sich zu erinnern. Bei den Papillons spielt sie nach den Proben immer ein Abschlusslied. Wenn jemand Geburtstag hat, spielt Heidi ein Ständchen, und wenn jemand stirbt im Wohnbereich, spielt Heidi ein Totenlied: *So nimm denn meine Hände*. So wie letztes die Frau Peters. Hingefallen. Loch im Kopf, erzählt Heidi. Sie beugt sich vor und zeigt an sich herunter: »Das ist alles vergänglich. Aber die Musik nicht.«

Akt 5: Die Premiere

Tag der Aufführung, 15.30 Uhr. Ein Darsteller späht in den Saal. »Zu früh, Herbert, noch eine halbe Stunde warten, bitte!«, ruft Christine Vogt. Alle sind nervös. Ein Kind hat abgesagt, sie haben keinen Ersatz. Es regnet immer noch. Die Empfangsdame warnt, dass der Eingangsbereich zu klein sei für die wartenden Gäste, nicht dass alles volltropft und, Gott bewahre, jemand stürzt. Eine Assistentin murmelt: »Es gibt manchmal so Tage, wo alles zusammenkommt.«

Ein paar Räume weiter, die Ankleide. Neun Outfits hängen aufgereiht auf einer Kleiderstange. Ursulas Kleid ist hinten aufgeschnitten, weil sie im Rollstuhl sitzt und die Helfer sie nicht rausheben dürfen. Versicherungsgründe. Fatima möchte ihr Kostüm nicht anziehen, die Bluse fand sie schon bei der Generalprobe furchtbar, aber sie wollte nicht unhöflich sein. Den Blumenkranz kriegt deshalb Heidi. Sie trägt bereits ihre weißen Lederstiefel und bunte Blüten in den Haaren. Eine Helferin zieht Ekkehard einen seidenen Pyjamamantel an. Heidi zeigt mit dem Finger auf ihn: »Hugh Hefner!«

Oben auf der Empore sitzt Elvira in der Maske. Die Kostümbildnerin hantiert mit Haarspray, Puder und Glanzliquid. Sie hat Lampenfieber. Als sie fertig ist, setzt Elvira sich in den Gang.

Elvira (*leise*): Ich hab das Gefühl, ich werde gar nicht gebraucht. Helferin: Du wirst sogar sehr gebraucht. Du spielst doch mit!

Um Punkt 18 Uhr geht die Tür auf. Gäste strömen herein: Bewohnerinnen und Bewohner im Rollstuhl, Töchter und Söhne, Enkelkinder. Elviras ältere Tochter sitzt in der dritten Reihe und winkt ihrer Mutter zu. Ekkehards Sohn nimmt in der zweiten Reihe Platz. In der ersten Reihe sitzt eine Helferin, die aufpassen soll, wenn einer der Papillons abhauen will. Christine Vogt hält eine Rede. Dann nimmt sie neben dem Techniker ganz hinten Platz. Sie tippt sich nervös mit den Fingern an die Lippen, ihre Augen huschen zu den Kindern links und den Papillons rechts. Das Licht geht an. Der Gong ertönt.

Der Chor singt etwas schief, aber die Kinder lachen sich darüber selbst kaputt. Ekkehard verlängert seine Brotgeschichte zu einer feurigen Rede über Lebensmittelverschwendung. Heidi singt drei statt zwei Strophen. Bernd steht nach der Hälfte auf, weil er eine rauchen will. Eine Helferin fängt ihn am Ausgang ab und begleitet ihn zurück zum Platz. Macht aber alles nichts. Christine Vogt sitzt hinten an der Wand, knabbert an ihrer Faust und sieht so aus, als platze sie gleich vor Stolz.

Oscar und Kilian spielen Torsten als jungen Segelflieger: Fallschirm anlegen, Seil einklinken, Haube schließen, auf den Wind achten – frei! Mena bringt Herbert zum Bellen wie Blacky, den Hund, den er als Junge hatte. Udo erzählt Aniela, wie seine Familie aus Schlesien floh und ein fränkischer Bürgermeister ihnen eine Wohnung besorgte. Leonore fragt Ursula, wie sie mal vom Hang gestürzt ist, als sie Veilchen pflücken wollte. Und Ursula rezitiert mit rauer Märchenstimme ein Gedicht von Eichendorff: *Ich suche die blaue Blume / Ich suche und finde sie nie / Mir träumt, dass in der Blume / Mein gutes Glück mir blüh.*

Nach einer Stunde trippeln die Schutzengel zu den Papillons und nehmen sie an die Hand. Mit einem Ächzen stehen sie auf und haken sich bei den Kindern unter. Die Jungen führen die Alten durch die Tür, nach draußen, in Richtung Jenseits. Der Regen hat aufgehört. Bevor Heidi über die Schwelle tritt, rückt sie ihr Blumengesteck zurecht und brüllt: Kann ich jetzt eine rauchen?! Die Menge jöhlt.

Die neun Alten und die Jungen nehmen einander bei der Hand und verbeugen sich. Christine Vogt gibt Heidi deren Mundharmonika. Sie stimmt an. Und während sie zum Ausgang schunkeln, singen die Papillons:

*Trink'n wir noch ein Tröpfchen,
trink'n wir noch ein Tröpfchen,
aus dem alten Henkeltöpfchen,
O Susanna, wie ist das Leben doch so schön!
O Susanna, wie ist das Leben schön!*



Marvin Ku

war erstaunt, welche Wirkung die Musik hat. Bei aller Vergesslichkeit sangen die Papillons etliche Lieder auswendig mit. Um es mit den Worten des Altersforschers Andreas Kruse zu sagen: Der Geist ist doch ein bisschen mehr als nur das Denken.